

*Die Fahrt der Konfessionen aufeinander zu hat sich zwar verlangsamt, aber man fährt immer noch vorwärts.*

*Hans-Heinrich Harms*

## Sind wir ökumenisch fehlprogrammiert?

Die Frage, der wir uns hier zuzuwenden haben, bedient sich zugegebenermaßen eines Schlagworts. Schlagworte aber gedeihen meist im Umfeld eines emotionalen Reizklimas und beabsichtigen in der Regel selbst zu reizen. Nicht selten sind sie Ersatz für die nicht mögliche bessere Erkenntnis und damit das Gegenteil von intellektueller Redlichkeit. Ihre Wirkung ist der Verständigung selten förderlich; im besten Fall entsteht Betroffenheit, weit häufiger aber werden bereits bestehende Mißverständnisse verschärft oder neue Mißverständnisse geschaffen. Deswegen sei vorweg gesagt, was mit der Frage, ob wir ökumenisch fehlprogrammiert seien, nicht beabsichtigt oder nicht gemeint ist.

### Was nicht gemeint ist

Nicht beabsichtigt ist, in das nicht selten vernehmbare Lamento mit einzustimmen über die *reformerische Erfolglosigkeit der letzten Jahre*, die um so deutlicher sichtbar werde, je mehr der Eifer im Abklingen sei. Solches Lamentieren mag nicht überflüssig sein, weil es uns auf schwache Stellen unseres Bewußtseins, unserer Zeitumstände und unserer Urteilsfähigkeit aufmerksam macht. Es ist aber zur Beurteilung der kirchlichen Gegenwartsituation wenig hilfreich, weil es häufig im notwendig enttäuschenden Vorgriff in das langfristig Denkbare den Blick für das tatsächlich Realisierbare und auch schon Realisierte trübt. Selten wurde dies deutlicher als in diesen Tagen, in denen man auf katholischer Seite des zehnten Todestages des „Konzilspapstes“ Johannes und damit zugleich der zehn Jahre Regierungszeit seines Nachfolgers gedachte. Immer noch gedeihen Illusionisten, die meinen, der Geist habe nur in jenen kurzen Jahren des johanneischen Pontifikats der universalen Väterlichkeit geweht, und alles, was nachher gekommen ist, sei nichts anderes als erbärmliches Stückwerk. Bei allen Rückschlägen, die wir in den letzten Jahren hinnehmen mußten, hat es ge-

rade unter dem gegenwärtigen Papst nicht an wegweisen und redlichen Bemühungen gefehlt, die ökumenische Zusammenarbeit im Verkehr zwischen den Kirchen, in der Klärung theologischer Kontroversen und in der Verantwortung für die „profanen“ Zeitprobleme voranzutreiben. Gerade in ökumenischen Fragen haben wir katholischerseits zum Lamentieren wenig Anlaß, vielmehr einigen Grund zur Geduld mit uns selber; denn weder lassen sich 400 oder 900 Jahre Kirchenspaltung in einem Jahrzehnt überwinden noch läßt sich das bis ins Konzil hinein wirksame „naive“ Verständnis von Wiedervereinigung, nach dem sich nach gewonnener besserer Einsicht nur alle Christen um den einen Hirten zu versammeln hätten, in wenigen Jahren in allen Schichten und Rängen des Kirchenvolkes und der Hierarchie ausrotten und durch ein von allen akzeptiertes ausgewogeneres, den anderen Kirchen gerechter werdendes Verständnis ersetzen. Die Unduldsamen, denen das alles zu langsam geht oder die gar nur Rückschritte zu sehen vermögen, seien für einen Augenblick auf ein neutraleres Feld verwiesen: auf die gesellschaftspolitische Diskussion in der Bundesrepublik der letzten Jahre, wo man, bedingt durch die Diskrepanz zwischen „Realutopie“, verfügbaren Mitteln und politischer Beweglichkeit, die Einsicht in das (noch) Mögliche rascher gelernt hat. Die gesellschaftliche Entwicklung beschleunigt sich insgesamt; mit dem Zusammenrücken der verschiedenen Völker und Schichten zur einen Welt werden auch konfessionelle Gesichtspunkte ein Stück weit sogar ohne aktives „ökumenisches“ Zutun relativiert, verlieren an Gewicht. Aber auf die Sprünge helfen können wir der Geschichte nicht, es sei denn, sie mache sie selbst oder werde von ihrem Herrn dazu getrieben. Daß dies auch für den Bereich der Ökumene gilt, zeigte die jüngste Volksabstimmung über die sog. Ausnahmeartikel in der Schweiz. In kaum einem europäischen Land ist die Zusammenarbeit zwischen den Kirchenleitungen selbstverständlicher und volksnahes demokratisches Bewußtsein stärker als bei den Eidgenossen, und dennoch zeigte sich, daß das „Volk“, in

geschichtlich unbewältigte Emotionen verstrickt, nur schwerfällig oder gar nicht folgt (vgl. unseren Bericht in ds. Heft, S. 322).

Mit der Frage im Titel wollen wir auch nicht in den vereinfachten Vorwurf einstimmen, wenn sich die ökumenische Verständigung oder der Weg zur kirchlichen Einheit nach einer Phase hoffnungsvollen Aufbruchs wieder verlangsame, dann seien daran hauptsächlich immobile *Kirchenleitungen*, vor allem die Bischöfe der eigenen Kirche, schuld, die überall bremsen, weil sie für die rechte Lehre und den kirchlichen Zusammenhalt fürchten und dabei die eigene Angst hinter theologischen Schwierigkeiten verbergen. Die Zurückhaltung, um nicht zu sagen Aversion, gegenüber ökumenischen „Experimenten“ ist seit dem Ökumenischen Pfingsttreffen vor zwei Jahren nicht zu übersehen, die mit theologischen Argumenten zugedekte Angst vor der Durchlöcherung oder Auflösung der Gemeinden im Falle einer bereits zugelassenen oder praktizierten Offenen Kommunion können nicht geleugnet werden. Aber nicht alles ist Angst, und nicht immer ist Angst grundlos.

Noch weniger möchten wir mit unserer Frage die Kritik der letzten Jahre an den *ökumenischen Institutionen* fortsetzen oder Klage führen über das Auseinanderfallen zwischen dem, was die Institutionen tun, und dem, was die Christen vor Ort, die überstrapazierte Basis bewegt. Wir würden dem Ökumenischen Rat der Kirchen keinen so ausführlichen Bericht widmen (vgl. den Beitrag von Günther Gaßmann in ds. Heft, S. 344), wenn wir den bestehenden ökumenischen Institutionen ihren Rang verkleinern möchten. Und was *die Spannung zwischen den Institutionen und der Ökumene am Ort* betrifft, so sind diese eher als natürlich anzusehen. Gefährlich wird es nur dann, wenn solche Spannungen nicht ausgehalten werden und in Resignation umzuschlagen drohen oder die ökumenischen Gruppen sich im Dickicht persönlicher Meinungen oder kurzsichtiger Gruppeninteressen verlieren.

Am allerwenigsten möchten wir am *ökumenischen Fortschritt der Theologie* zweifeln. Er ist beträchtlich. Er ist inzwischen so weit gediehen, daß nunmehr, das zeigt das „Neue Glaubensbuch“, mit Erfolg versucht werden kann, ihm für den Glaubensalltag der Christen in den verschiedenen Konfessionen fruchtbar zu machen. Dieser verdient auch dort Anerkennung, wo er nicht ohne Konflikt mit dem Lehramt gedeihen kann. Konflikte können, wenn sie ausgetragen werden für die eigene Blickerweiterung, durchaus gut sein.

## Was zu denken gibt

Die Frage, die wir eigentlich meinen, ist die, ob im Fluß der Bewegungen der letzten Jahre unser ökumenisches Koordinatensystem noch (oder wieder) stimmt, einmal

als Bezugfeld der bisher genannten Größen, sodann im Felde kirchlicher und zwischenkirchlicher Verantwortung insgesamt. Dazu gehört vor allem die Frage, ob nicht zentrale oder doch wichtige Faktoren aus dem Blick geraten oder *falsche Prioritäten* gesetzt werden.

Beginnen wir beim Naheliegenden, bei den simplen, aber nicht ganz gleichgültigen Erscheinungen, die bereits zum ökumenischen Alltag gehören. Wir halten in Ländern mit starker konfessioneller Mischung, aber durchaus auch in Diasporagebieten bei mehr oder weniger regelmäßig wiederkehrenden Anlässen ökumenische Gottesdienste. Es ist ein Zustand, an den man sich gewöhnt hat. Die erste Begeisterung an dem neuen Rahmen gottesdienstlicher Begegnung ist verflogen, aber das Interesse ist innerhalb eines begrenzten Kreises von regelmäßig am kirchlichen Leben Teilnehmenden nach wie vor lebendig. Die letzte Pfingstwoche hat es wiederum gezeigt. Man trifft sich auf vielerlei Weise bei Tagungen, Diskussionen oder auch auf überkonfessionell organisierten berufsbezogenen Veranstaltungen. Die einen begnügen sich mit diesen Formen der Begegnung, die anderen organisieren sich in ökumenischen Gruppen zu gemeinsamem religiösem und gesellschaftlichem Engagement, schaffen sich zum Teil ihre eigenen gottesdienstlichen Formen. Auch die amtlichen Kontakte zwischen den Kirchen werden regelmäßiger, selbstverständlicher, sind fast schon Routine. Ein langsames, aber sicheres Wachsen und Gedeihen also. Was sollen da störende, womöglich kleinmütige Rückfragen?

Doch zu diesem schon routinemäßigen ökumenischen Miteinander gesellen sich durchaus auch andere Erscheinungen. Da gibt es seit Jahren auf der einen Seite das Drängen, den Schritt zur substantiellen Einheit endlich zu wagen, über eine allmählich zu dulddende Praxis offener Kommunion die Interkommunion zu vollziehen und damit wenigstens im sakramentalen Kern der Kirche Einheit zu praktizieren. Man empfindet das Getrenntsein im Vollzug der Eucharistie als geistlichen Notstand. Man toleriert diesen um so weniger, je mehr die *zentralen theologischen Kontroversen* über das Sakramentenverständnis, über die Struktur der Kirche und das kirchliche Amt ihre kirchentrennende Schärfe zu verlieren beginnen. Und in der Tat hat sich das theologische Gespräch im voramtlichen, aber auch in den amtlichen zwischenkirchlichen Gremien erstaunlich rasch auf so unüberwindlich scheinende theologische Kontroversen wie Schrift und Kirche, Eucharistie und Amt konzentriert. Nicht erst die umstrittene Amtsstudie der Ökumenischen Universitätsinstitute (vgl. HK, März 1973, 156) hat deutlich gemacht, daß zwischen der katholischen Kirche und den Kirchen der Reformation zwar noch kein voller Konsens in der Amtsfrage möglich ist, daß aber die Gesichtspunkte mehr und mehr konvergieren. An dieser Konvergenzbewegung sind zwar die verschiedenen kirchlichen Ebenen unterschiedlich beteiligt: In Rom zögert man und legt den Schwerpunkt

stärker auf das Verhältnis zu den getrennten Ostkirchen, das weniger theologielastig und deswegen weniger problematisch erscheint; in den Kirchen der Reformation entdeckt man ebenfalls keine einmütige Zustimmung. Aber sind, von solch institutioneller Hartnäckigkeit abgesehen, das Zusammenwachsen von kirchlichen Gruppen am Ort, die Anerkennung der Ämter, die Herstellung der Kommunionsgemeinschaft das hier und jetzt Vordringliche, das auf jeden Fall zu verwirklichen ist, gleichgültig wie eins oder gespalten die Kirchen sonst noch sind.

Wer dies verneint, dem wird man leicht Unkirchlichkeit, wenn nicht Zynismus, vorwerfen. Ist nicht die *Eucharistie* der Gipfel und die Mitte der Kirche, und macht nicht erst die Trennung in der Eucharistischen Gemeinschaft die Spaltung für die Christen und diese selbst vor aller Welt zum Skandal? Ist lautes Nachdenken über solche Zweifel nicht kirchenpolitische Dummheit gerade jetzt, wo zum erstenmal Land in Sicht kommt? Um Mißverständnissen vorzubeugen: Es kann und soll hier nicht der Verlangsamung des theologischen Konsenses das Wort geredet werden. Wir sind auch der Meinung, daß ökumenische Gruppen, die von einer starken, aus dem Glauben kommenden Gesinnung zueinander geführt werden, ihre eigenen, überkonfessionell geprägten religiösen Formen und Schwerpunkte finden sollen. Wir sind auch der Meinung, daß dort, wo besondere Verhältnisse gegeben sind, im Falle von kirchlich engagierten Mischehenpaaren, bei ökumenischen Gruppen mit einem starken geistlichen Impetus wegen offener oder gastweiser Kommunion kein großes Aufheben gemacht werden soll.

Dennoch dürfte sich dieser Weg allein als zu schmal erweisen. Die *Gründe* liegen auf der Hand, auch wenn sie selten ausgesprochen werden: Erstens ist die gegenseitige Verständigung in der Kirche keineswegs auf so breiter Front so weit fortgeschritten, daß sie unmittelbar den Vollzug der eucharistischen Einheit rechtfertigte. Das Gespräch zwischen den Kirchen, gemeint sind damit keineswegs nur die Kirchenleitungen, ist nicht so unverkrampft offen, daß man annehmen könnte, man habe Vorbehalte, Widersprüche, Mißverständnisse bereits allseits abgebaut. Wo das Gespräch offen wird, ist es nicht selten hart und penetrant. Das geschichtliche Erbe, das uns trennt, ist eben doch stärker als diese oder jene theologische Kontroverse. Dieses gilt es aufzuarbeiten. Ohne solche Aufarbeitung ist *ökumenische Redlichkeit* nicht möglich. Zweitens erscheint die Basis als zu schmal. Es besteht gegenwärtig nicht nur die Gefahr, daß die Kirchen den Aufbruch in die ökumenische Sorge füreinander letztlich doch nicht wagen und sich in ihr jeweiliges eigenes Getto der größeren Sicherheit wegen zurückziehen. Denn diese Gefahr verdeckt noch eine andere: die der ökumenischen Gettamentalität, die sich dort bildet, wo man Ökumene trotz allen sozialen Engagements vornehmlich *ekkesiozentrisch* lebt. Drit-

tens ist das Gerede von der „dritten Konfession“ zwar ein aus der Angst geborenes Schlagwort. Selbst wenn sich ökumenische Gruppen da und dort zwischen den Kirchen ansiedeln, dürften diese nach allen sozialpsychologischen Regeln bei der heutigen Neigung zum sozialen Subjektivismus und zur Privatisierung des Religiösen kaum die nötige ideelle und organisatorische Konsistenz erreichen, um sich als eigene Kraft zu behaupten. Aber *Sektenbildung* — ich spreche nicht vom Jetzzustand, sondern von voraussehbaren langfristigen Wirkungen — kann nicht das Ziel christlicher Einheit sein.

### Sind neue Prioritäten notwendig?

Will man solchen Gefahren entgehen, so ist eine gezieltere Rückkoppelung des ökumenischen Bemühens an die Gesamtwirklichkeit von Kirche *und* Welt unerlässlich. Dies kann, so meine ich, geschehen, indem man sich zunächst einmal stärker auf das besinnt, was uns bereits eint. Das grundlegende ökumenische Erlebnis der letzten zehn oder fünfzehn Jahre war die Einsicht in die bereits vorgegebene Einheit, die man im jahrhundertelangen Gegeneinander fast vergessen hatte. Daß die Christen durch Taufe und Glaube *fundamental* eins sind und so fundamental die eine Kirche bilden, relativiert an sich schon alle fortbestehenden Gegensätze. Diese Einsicht führt aber zu einer doppelten Konsequenz. Erstens verlangt diese fundamentale Einheit und der fundamental gemeinsame Glaube nach gemeinsamem Ausdruck, nach gemeinsamem Zeugnis. Nun ist es aber gerade ein Irrtum zu glauben, die nichtüberwundenen Gegensätze zwischen den Konfessionen lägen nur in ekklesiologischen Kontroversen, sie liegen in einem durchaus unterschiedlichen Glaubens-, um nicht zu sagen Wirklichkeits- und Weltverständnis. Zweitens verlangt die Einsicht in den fundamental gemeinsamen Glauben nach dem gemeinsamen Zeugnis in den Strukturen dieser Welt; dazu gehört auch das Ringen um Gemeinsamkeit in ethischen Grundfragen. Gerade hier driften wir oft weit auseinander. Immerhin haben gemeinsame Bemühungen auch zu gemeinsamen Erfolgen geführt, etwa im Bereich der Entwicklungs- und Friedensethik oder, um ein noch konkreteres Beispiel aus jüngster Zeit zu nennen, in der sozialen Ordnung des Bodenrechts. Dennoch kostet Einheit gerade in diesen Fundamenten noch viel Mühe und gelingt selten ganz. Es wäre aber schwer, sich eine Einheit der Kirche vorzustellen, in der man zwar die Ämter anerkennt und gemeinsam die Eucharistie begeht, aber im Verständnis des Glaubens und in den ethischen Grundfragen weiter völlig getrennte Wege geht. Eine neue ökumenische Konzentration auf diese beiden Schwerpunkte erscheint deshalb nicht nur notwendig, sie könnte auch zur kirchlichen Entkrampfung des ökumenischen Gesprächs beitragen und zugleich die zwischenkirchlich bewegtesten Gruppen zu einer welthafteren Ökumene führen.

D. A. Seeber